

Nr. 19. Bromberg, den 24. Januar 1937

Und ewig singen die Wälder

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(18. Fortsetzung.) ———

Jörn Vielfalt fertigte einen kunstvollen Rollstuhl für sie an, in dem sie herumgefahren werden konnte; Therese freute sich über diese Erfindung wie ein Kind und machte Jörn durch ihre Lobesworte und zwei blanke Taler ganz stolz und froh.

War sie sonst von früh bis spät treppauf, treppab auf den Beinen gewesen, so ging's jetzt allerdings langsam, und meistens mußte sie still in der Vorderstube sitzen. Dort hatte sie ihren Platz am Fenster und konnte jeden über den Hof gehen sehen.

Anfangs glaubte sie noch an ihre Wiederherstellung; mit der Zeit wurde es ihr klar, daß es so bleiben würde. Sie nahm es als Strafe Gottes, weil sie nur an das Zeitliche gedacht und das Ewige so außer acht gelassen hatte. Jetzt fand sie Muße zum Nachdenken und mußte dankbar sein, daß sie noch zu rechter Zeit eine so gründliche Warnung erhielt. Tage und Wochen und gar Monate grübelte sie, dann kehrten ihre Gedanken in die alten Bahnen zurück, begannen wieder in Küche und Stall umherzuwandern und wo sie sich sonst am häufigsten aufgehalten hatte. Da mußte Stine den ganzen Tag lang ihre flinken Füße brauchen, wie es Therese einfiel, mußte mit Aufträgen hierhin und dorthin laufen und dann gründlich berichten, was ihre jungen Augen unterwegs erblickten.

Auf diese Weise währte es nicht lange, bis Stine Kruse alles mit Thereses Augen sah, mit ihren Ohren hörte und die gestrenge Meinung mit Thereses eigenen knappen Worten kundgab. Stines ganzes Wesen bekam etwas altväterlich Strenges, denn sie hatte auch einen scharfen Verstand und gutes Begriffsvermögen.

Nach Beendigung der ärgsten Tagesarbeit mußte sie bei Therese bleiben und ihr Gesellschaft leisten, und dadurch war jede Minute besetzt. Therese lehrte sie alles Erdenkliche, was sie in ihrem langen, arbeitsreichen Leben an Kenntnissen gesammelt hatte.

Anfangs fiel es dem Gesinde schwer, sich mit den gestrengen Worten aus Stines jungem Munde abzufinden; doch als sie merkten, daß sie in allem wohlbewandert und weit über den Durchschnitt Bescheid wußte, nahmen sie es leichter hin.

Stine hatte vieles von Jungfer Dortheas Sachen geerbt, und bald unterschied sie sich in ihrer Tätigkeit und Kleidung, ihrer Redeweise und ganzen Haltung von allen Frauen und Mädchen auf dem Hof. Da sie die Kleider der Jungfer trug, begann man, sie Jungfer Kruse zu nennen, zuerst wohl zum Spott; dann aber bürgerte es sich ein, und bald hieß sie bei allen so.

Über Björndal ging Jahr und Tag hin — und die Söhne konnten jetzt als erwachsen gelten.

Der junge Dag war meistens im Walde, im Herbst und Winter zum Holzschlagen und Abfahren; im Sommer zog er auf Jagd und strich weit hinaus, unendlich weit nach Westen und Norden, ja, bis zu den Almen ins Hochgebirge hinein. Wie seine Väter wurde er bald das gefährlichste Tier im Wald — und Bär und Wolf, Luchs und Elch, Fuchs und Marder, Adler und Habicht, alle nur erdenklichen Tiere

Mit Tore war es anders.

jagte und erlegte er.

Auch er hatte den raubtierstarken Körper seiner Väter und deren mächtige Gestalt, aber er war heiterer und neigte mehr den Freuden des Lebens zu.

Zu wiederholten Malen hatte ihn der Vater vor seiner großen Schwäche, seinem Hang zum schönen Geschlecht gewarnt; sie trat mit den Jahren immer stärker hervor, und bald ging von ihm das Wort über das ganze Land, noch sei die Jungfer nicht geboren, die sich vor der Macht seiner Augen retten könne.

Obgleich jeder es wußte und man glauben sollte, er sei ein Schrecken für alles Weibervolk, umflatterten ihn doch Frauen und Jungfrauen wie Motten das Licht, wo er auch auf Fahrten oder Einladungen auftauchte.

Er wurde in die Stadt geschickt, um mehr als ein gewöhnlicher Bauer zu werden — vielleicht auch, um eine Weile aus der Gegend wegzukommen; es ging in der Stadt nicht besser, als zu Hause, und er kam wieder heim.

Man sagte ihm nach, es habe sich seinetwegen so manche Jungfer die Augen ausgeweint, in Stadt und Land, weit und breit.

18

Seit die neue Straße nach Björndal bestand, betrat keines Menschen Fuß mehr den alten Weg. Keiner war seitdem mehr beklommenen Herzens am Abgrund des Jungfrautals vorbei gefahren oder gewandert, aber von der Schlucht wurde mit den Jahren nur um so mehr geredet, und ein jeder wußte von dem alten Wege. Westlich davon stiegen die Felsklippen wie schwarze Trolle gen Himmel, östlich stürzte der Abgrund ins Dunkel hinab. Droben in den Klippen schrieen Eulen und andere unheimliche Wesen, und Steine, durch Frost und Sturzbäche gelockert, polterten die Halde hinunter. Am Wegrand drunten lag ein kleines Gebirge von großen und kleinen Steinen, die Frost und Feuchtigkeit von Jahrtausenden hatte hinabrollen lassen. Bäume wuchsen auf den größten Blöcken, die wie kleine Berge aus dem Jungwald ringsum aufragten. Zwischen diesen Steinen wuchsen Blumen, Kräuter und Farne. Schlangen und Kröten, Eidechsen und allerhand Getier wimmelte und lebte im Schatten zwischen Gestein, Gebüsch und Farnen. Zur Herbst- und Frühlingszeit und an sommerlichen Regentagen sickerte, tropfte und rann es hier von Wasser — — — Den Boden der Schlucht östlich des Weges konnte keines Menschen Blick erreichen, Bäume und Büsche verdeckten ihn, Blumen und Pflanzen wucherten herauf. Und aus dem Abgrund stiegen Tag und Nacht wunderliche Laute. Viele meinten, es sei ein Wasserlauf, der sich dort unten schlängele und unter den Schatten in der Tiefe riesele und gluckse — aber die Alten wußten es besser — — —

Allenthalben in der Gegend wurde die Schlucht nur voller Furcht erwähnt, und kein Christenmensch durfte sich

mehr dorthin wagen. In alter Zeit hatten sich unvernünftige Menschen bei sinkendem Abend doch auf diesen Weg getraut. Niemand sah sie je mehr wieder. Ja, die Alten konnten etwas erzählen — — — Geschändete Jungfrauen, die sich oder ihrem Kinde das Leben genommen hatten, und andere Unglückliche, die nicht in geweihter Erde ruhten — die wohnten im Abgrund des Jungfrautals. Darum vermochte kein Blick die Schatten hier zu durchdringen, darum hörte man dort unten Tag und Nacht weinen. Selbst bei klarstem Wetter konnte abends Nebel über der Tiefe aufsteigen. Wer scharfe Augen hatte, sah, daß es keine Nebel waren, sondern nackte Jungfrauen, die mit gelöstem Haar tanzten. Dann stiegen so selig lockende Klänge auf, daß kein lebender Mensch ihnen zu widerstehen vermochte. Wenn es droben an der Steinhalde rumpelte und donnerte, trieben Huldren, Trolle und verirrte Seelen ihr Unwesen, und dann mochte sich bekreuzigen, wer es hörte.

Auf Hovland, dem großen Gut östlich der Borglander Straße, stimmte man die Geigen zum Fest. Die gesamte Jugend der Gegend war geladen — alles, was etwas bedeutete.

Auch aus Björndal kam ein Wagen. Er brachte nur einen Gast und das war Tore.

Alle Blicke folgten ihm bei der Ankunft. Einen so hübschen Menschen sah man nicht alle Tage. Sein Blick war Gefahr, sein ganzer Körper Kraft und Schwung. Doch heute abend war diese Gefahr nicht so groß; denn es wurden viele vornehme Gäste erwartet, sogar von Borgland her. Dort weilte zurzeit viel Besuch; seine Leute aus der Stadt, und alle waren nach Hovland geladen.

Sie kamen nicht zu Wagen, sie kamen den kurzen Weg zu Fuß — denn für junge Leute ist es ein Vergnügen, auf ein Fest zu wandern und dann vom Fest wieder heim. Es glänzte von Uniformen und blitzte von blanken Stiefeln, Knöpfe und Schnallen funkelten, junge, forsche Augen strahlten, Säbel rasselten, als die Jugend von Borgland einzog, und voran, wie von dieser ganzen leuchtenden Pracht getragen, Elisabeth von Gall auf Borgland, die schönste von allen.

O nein — in dieser strahlenden Gesellschaft drohte an dem Abend keine Gefahr von Tore Björndals Augen. Hier waren Offiziere aus den vornehmsten Familien des Landes, Söhne alter Geschlechter, Soldaten im Heere des Königs.

Wer beachtete an einem solchen Abend einen Sohn dieser Gegend — ja, einen Sohn des dunklen Waldes im Norden?

Schlank und schweigsam stand Tore mit gekreuzten Armen, als die Herrschaften von Borgland hereintraten. Alle, die auf Hovland versammelt waren, warteten ungeduldig — warteten einzig auf die Borglander. Alle Lust, alle Reden dämpfte die Spannung —

Alle erhoben sich von den Stühlen, alle Gesichter wandten sich zur Tür, als sie kamen.

Nur einer stand unbeweglich still, und das war Tore. Er stand mit dem Rücken gegen die Tür, die Arme über der Brust — und rührte weder Hand noch Fuß für die Ankommenden. Wie auf gemeinsame Verabredung grüßten die Borglander mit unnahbarem Nicken und herablassendem Lächeln alle schon Versammelten. Nur die Wirte auf Hovlant begrüßten sie mit Händedruck.

Tore sah sie vorbeigleiten, gewahrte das gnädige Nicken und stand wie zuvor. Sie gingen ihn nichts an.

— Aber — ging vielleicht er sie etwas an? War sein Name bis nach Borgland gedrungen?

Fräulein Elisabeths Augen hatten auch ihn gestreift, jetzt kehrten sie mit forschendem, wachem Blick zu seinem Platz zurück. Sie kannte ihn vom Sehen in der Kirche, aus jüngeren Jahren. Daher wußte sie, wer er war.

War das Gerücht vom Wohlstand auf Björndal Fräulein Elisabeth zu Ohren gekommen, oder was man sich von der Macht seiner Augen und seinem gefährlichen Treiben bei den Frauen zuflüsterte?

Fiedeln und Gamben und Geigen sangen,
Klarinetten, Oboen und Flöten klangen . . .

Tore stand immer noch mit gekreuzten Armen da, als Fräulein Elisabeth aus dem Licht des Saales auf die Tür zur Diele zuschritt. Streiften ihn nicht ihre Blicke im Vorübergehen? Und ging ihr Fuß diesen Weg um seinetwillen?

Bedeuteten ihr alle diese Kavaliere so wenig? Oder hatte sie alle hier in ihrer Gewalt, nur diesen einen nicht? Nahm dieser eine deshalb ihren Sinn gefangen? Sie ging in die Diele hinaus, kehrte jedoch schnell wieder zurück.

Ihre Augen sprühten Feuer, als sie sich ihm zuwandte. „Warum tanzt Ihr nicht?" fragte sie und trat, ohne eine Antwort abzuwarten, dicht auf ihn zu. „Tanzt Ihr einen Tanz mit mir?"

Er nickte und hob den Blick — er begegnete voll dem ihren. Da spürte sie die Gefahr dieser Augen, auch sie, Elisabeth von Gall. Alles Gerede war also nur zu wahr.

So sind des Schicksals Wege. —

Tore hatte nun die ganze Zeit dagestanden und über seines Vaters Worte nachgedacht — über seine Mahnung, sich nicht gehen zu lassen und ehrlicher Leute Töchter nicht zu verführen. Es war, als hätte ihn eine Hand zurückgehalten, heute abend zu tanzen. Und jetzt reizte gerade seine tiefe Nachdenklichkeit und Versunkenheit die stolze Elisabeth. Ihrer Kavaliere müde, mit denen sie sich schon Tag für Tag beschäftigte, wollte und mußte sie gerade mit ihm tanzen, der sich von dem hellen, festlichen Saal fernhielt.

Arme Elisabeth von Gall!

Sie war stark wie so mancher Mann und schwach wie so manche Frau.

Sie besaß ein schönes Pferd, das liebkoste und streichelte sie gern. Aber dann wieder schlug sie es mit der Peitsche und stachelte es mit scharfen Sporen an, daß es vor Schmerz zitterte. Auch einen feinen hübschen Hund hatte sie. Auch den streichelte sie oftmals wild mit der ganzen Hitze ihres Blutes. Und dann peitschte sie ihn durch. Sein angstvolles Heulen half ihm nichts, sie peitschte ihn um so mehr.

So war Elisabeth von Gall, und sie hieß, wie schon ihre Mutter, die „Böse". Die Männer aber nannten sie die „Schöne".

Sie liebte es, die Männer zu erobern, sie heiß und toll zu machen — und sie dann gleichmütig durch einen einzigen Eisesblick erstarren zu lassen. Das war ihre Art.

Suchte sie etwas im Leben? Suchte sie etwas unter den Männern? Ja, das tat wohl auch sie. Aber alle wurden willenlos weich, wenn sie mit Blicken und Worten schmeichelte.

Darum suchte sie vielleicht einen Willen, so stark wie den ihren, oder einen noch stärkeren. Einen Mann, der Mann war — auch ihr gegenüber. War dies der Grund, daß sie aller Sitte zum Trotz ihn aufsuchte, der den Freuden des Tanzes nur zusah?

Dachte sie an das, was sie über ihn gehört hatte? Gelüstete es sie, seinem gefährlichen Blick zu begegnen und die Stärke seines Willens zu erproben?

Dann tanzten sie in den Saal hinein, Fräulein Elisabeth und Tore. Weshalb folgten ihnen alle Augen?

Etwa, weil sie schöner waren als alle anderen, oder, weil sie so prächtig zusammenpaßten? — — der Gründe gab es wohl viele — —

Generationen hindurch saßen die von Borgland und Björndal in dieser Gegend — niemals hatte man sie sich grüßen sehen. Mißachtung und Haß hatten es verhindert.

Und jetzt tanzten die Jungen zusammen, in diesem Saal, an diesem Abend — — —

Alle verwunderten sich — denn Fräulein Elisabeth verschwendete lächelnde Blicke und spielende Worte, und auch Tores Antlitz strahlte und glühte und seine Augen funkelten herrlich wild.

Sie tanzten diesen Tanz zusammen, sie tanzten mitunter auch mit anderen, meistens aber miteinander, und oft standen sie und wechselten leichte Scherzworte.

Doch auf Hovland gab es eine Tochter, ein reifes, erwachsenes Mädchen. Ihretwegen war Tore hierher eingeladen worden. Sie war ihm schon vorher einmal begegnet und hatte eine tiefe Liebe zu ihm gefaßt. Daher war sie schnell bei der Hand, als sie Tore einmal allein fand, und dann tanzte er mit ihr.

Fräulein Elisabeth tanzte immer noch jeden einzelnen Tanz, aber ihr Lächeln war verschwunden. Folgten nicht ihre Blicke dem einen einzigen, wenn er vorüberglitt, wurden nicht ihre Wangen bleich vor Zorn, wenn sie seine Tänzerin betrachtete?

Zwischen den Tänzen gab es Erfrischungen, und lauter und immer lauter klang das Lachen und Reden durch den hohen Saal. Noch vor Ende des Festes brach Fräulein Elisabeth auf. Sie fühle sich nicht recht wohl, sagte sie, und bat ihren letzten Tänzer, sie nach Hause zu begleiten; es war der Löwe des Abends, Leutnant Ludwig von Margas.

(Fortsetzung folgt.)

Damit der Wintersport nicht schade ...

Von Dr. med. Martin Brustmann-Berlin.

Für einen großen Teil der Anhänger des Wintersports ist die Zeit und Gelegenheit für ihren Lieblingssport sehr eingeschränkt und die Möglichkeit, sich in einem sorgfältigen Training auf sie vorzubereiten, nicht immer in genügendem Maße gegeben. So kommt es, daß sich der Wintersportler meist rascher als in anderen Sportarten an größere Leistungen heranwagen muß; die Belastung steigt schnell, die Ermüdung wird nicht immer voll ausgeglichen, und müde Organe sind erfahrungsgemäß der Abnutzung und dem Unfall mehr ausgesetzt als frische.

Das trifft beim Ski- und Eislauf besonders auf die Gelenke zu. Ski- und Eislauf sind Gleichgewichtskünste und verlangen von den Gelenken sowohl eine vergrößerte Ausnutzung ihrer Beweglichkeit als auch eine Erhöhung der Druckbeanspruchungen. Der Erfolg ist die bekannte Zunahme der Wintersportunfälle, die um so größer werden muß, je mehr Menschen aus der Ebene nach den Wintersportorten hinströmen und je mehr Menschen höherer Altersklassen ohne anderweitige Sportgewöhnung ihre Neigung für die Wintersporte betätigen.

Im Wintersportrevier fallen dem Sportarzt drei Gruppen von Schädigungen auf, die den oft kurz genug bemessenen Winterurlaub der Erholung- und Freudensuchenden verkürzen, unwirksam machen, oder in Schaden umkehren. Sie bestehen in der Ungewohntheit des Klimas, der Ungeübtheit der Bewegungsform und der ungenügenden Anpassung an den Anstrengungsgrad. Jeder Höhenunterschied gegen den gewohnten Aufenthaltsort, und betrage er auch nur wenige hundert Meter, verlangt eine gewisse Anpassung des Kreislaufs, selbst dann, wenn keine erhebliche körperliche Mehrarbeit geleistet wird. Schlaflose Nächte und geringere Erholung sind die Folge, wenn man diese Erfahrung außer acht läßt. Der Witz der ersten beiden Tage in ungewohnter Höhe ist: Zuerst nur eine gewohnte Bewegung, also Gehen und langsames Steigen, aber mit häufigen kurzen Ruhepausen. Nur so lernt der Kreislauf seine Reserven ins Spiel zu bringen und übt seine Erholungsfähigkeit

Die verbrennende Kraft der Höhensonne ist bekannt genug, um genügend Mittel auf den Markt zu bringen, mit der man ihr begegnet; aber der richtigen und rechtzeitigen Anwendung steht die Eitelkeit entgegen, sobald wie möglich wie ein „Zünftiger“ auszusehen, und es gibt genug hellhäutige, pigmentarme Menschen, denen ein wolkenloser Sonnenhimmel über glitzerndem Schneefeld eine blasenziehende Hautentzündung mit Fieber und darauf folgender Schwäche und Überempfindlichkeit schafft, die den weiteren Aufenthalt im Hochgebirge zu einem schwierigen Versteckspiel vor der drohenden Sonne macht. Die Anwendung von Decksalbe und Schutzbrille schon auf der Anfahrt zum Wintersportrevier ist eine vielleicht belächelte, aber nützliche Vorsicht, die dem Empfindlichen Leid und Zeit erspart. Besonders die Lippenverbrennungen können selbst wetterharten Bergfexen Schmerzenstränen entlocken, und hier ist der merkwürdige Fall gegeben, wo ein kußfester Lippenstift auf rauhen Männerlippen keineswegs höhnende Verachtung, sondern sachverständige Bewunderung auslöst.

Solange der arbeitende Körper genug Wärme hervorbringt, lassen sich die Wärmeverluste durch Kälte und Wind auf unschädlicher Höhe halten; wenn aber infolge von Müdigkeit und Hunger die Bildung von Arbeitswärme nachläßt, muß durch Nahrungszufuhr der Brennstoffvorrat aufgefüllt und angefacht werden. Fett mit seinem hohen Kaloriengehalt wäre ein idealer Brennstoff, wenn es nicht umständlich und langweilig erst verdaut werden müßte; Zucker ist viel rascher im Kreislauf und als menschlicher Sportkraftstoff seit Jahrzehnten allgemein bekannt und in der Zusammensetzung mit Fruchtsäuren rasch beliebt geworden.

Wichtig zu wissen ist, daß der ermüdete Körper wenig Verdauungskraft hat, also durch große Mengen und langsam verdauende Stoffe nur belastet wird. Der hochgradig ermüdete oder gar erschöpfte Mensch im Hochgebirge wird dadurch wieder in Gang gebracht und warm gemacht, daß sein Körper veranlaßt wird, unter vernünftigen Bedingungen seine Notreserven herzugeben. Diese vernünftigen Bedingungen sind: zuerst Nachschub von Brennstoff und dann Anfachung der Funktion durch Reizmittel wie — Alkohol. Sie bewirken zuerst eine Steigerung des gesunkenen Blutdrucks und eine Erhöhung des Schlagvolumens des Herzens sowie eine Mobilisierung der Alkalireserven. Alkohol als Kohlenwasserstoff liefert durch seine Verbrennung sogar Wärme und Energie; Kaffee, Tee, Kakao, Schokolade enthalten die Nährstoffe Zucker und Milch. Hier beim Ermüdeten oder Erschöpften liegt die sinnvolle Anwendung dieser fälschlich „leistungssteigernd“ genannten Mittel. Es ist irrig, dem trainierten, frischen Sportsmann zur Überhöhung seiner Leistung Alkohol oder Alkaloide geben zu wollen. Bei ihm wirken sie durch Übersteigerung des Startfiebers und Störung der feinsten Bewegungskontrolle fast immer schädlich. Nicht leistungssteigernde, sondern leistungssteuernde Mittel sollten sie heißen, da sie uns den Einsatz der Reserven zeitlich zu steuern gestatten. Ihre richtige Anwendung beim Ermüdeten ist: während kleiner Ruhepausen jeweils in kleinen Mengen, zusammen mit ein wenig Nahrung, lieber häufiger wenig als zuviel auf einmal. Zuviel von ihnen macht hinterher schlaflos.

Die Ungeübtheit der Bewegungsform, also die unverstandene und unbeherrschte Technik, verursacht die große Häufung der Wintersportunfälle, die wir in den letzten Jahren erlebt haben. Die Hauptursache dafür ist, daß zu viele Leute mit gar keiner, zu wenig oder ungeeigneter technischer Unterweisung und Vorübung auf die Wintersportplätze gehen. Der erste Trockenskiunterricht, die erste Unterweisung am Übungshang erfordert psychologischen Scharfblick und pädagogisches Talent und sollte die Sonderung in Begabte, Mittel- und Hilfsschneeschüler vornehmen. Ausgezeichnet als vorübende Gymnastik ist Schwingen von fünf- bis zehnpfündigen Hanteln in halber und tiefer Hocke, in Schneepflug-, Stemmbogen- und Christianiastellung. Das setzt einen kräftig übenden Druck auf die Gelenke und paßt sie an wirklichkeitsnahe Beanspruchung an. Wer sein tägliches Hantelschwingen in Hockstellung mit zwanzigmal beginnt und es allmählich auf fünfhundert- bis tausendmal steigert, kommt nicht mehr unvorbereitet in die Berge. Er ist sowohl an die Bewegungsformen als auch an den Grad der Anstrengung ziemlich angepaßt. Wer es aber schon zu Hause ganz genau wissen will, der versäume nicht, jeden Tag ein- bis viermal ein vierstöckiges Mietshaus vom Keller bis zum Dachboden zu ersteigen, über die Treppen natürlich, immer zwei bis drei Stufen auf einmal, schön langsam und mit tiefer Atmung, möglichst noch mit dem beladenen Rucksack am Buckel, um auf diese Weise den Genuß verschneiter und vereister Steilhänge vorwegzunehmen.

Dem Sportarzt laufen, kaum daß der Sommer sinkt, die mehr oder weniger „zünftigen“ Wintersport-Aspiranten in die Sprechstunde. Dieser hat bei einem schneidigen Abfahrtsrennen eine Harschplatte angenommen und sich einen Muskelriß geholt. Ob der wohl diesmal halten wird? Die Narbe ist noch tastbar: Ein den halben Oberschenkel deckender Verband wird angelegt und ihm eifriges Treppensteigen- und Hantelschwungtraining, aber immer nur bis zur Grenze mittlerer Ermüdung, anempfohlen. Jene hat sich in den ersten acht Tagen ihres Skikurses den Knöchel verknackst, hat noch ein Vierteljahr lang ein dickes Gelenk gehabt und ist bis heute nicht ganz schmerzfrei. Klebeverband lehnt sie ab, macht ihr Hautentzündung. Sie bekommt einen dünnen Hautanstrich mit einer geschmolzenen Wachsparaffinmasse, darüber einen dünnen Strumpf und über diesen erst den Klebeverband angelegt, falls es der Halbstrichverband allein nicht tut. Den Leuten mit alten Gelenk- oder Muskelverletzungen wird dringend angeraten, nicht ohne vorher sorgfältig ausprobierte, gut passende Schutzverbände in die Berge zu gehen.

Ebenso werden schwache Fußgewölbe, durchgetretene Senk-, Spreiz- und Knickfüße rechtzeitig mit in der Sprechstunde zurechtgeschnittenen Schwammgummieinlagen versehen, die in den Strümpfen getragen werden. Leuten, die zu Entzündungen von Nase, Rachen und Mandeln neigen, wie sie in manchen Gebirgstälern häufig sind, wird der Gebrauch eines chininhaltigen Nasenöls angewöhnt.

Dem beruflich sehr Überlasteten, wie dem durch Ärger und Sorgen Strapazierten wird eine Vorkur anempfohlen, die Kaffee, Tabak und Alkohol einschränkt. Alle aber werden auf die Waage gestellt, über ihr richtiges Trainingsgewicht belehrt und mit einer Diätvorschrift versehen, die den Faulspeck langsam, aber sicher verkleinert und den Gasbauch auslüftet. Wer nach geschehenem Vortraining 5 Prozent weniger Gewicht, 5 Zentimeter mehr Brust- als Bauchumfang, 10 Millimeter Blutdruck und 10 Pulsschläge weniger mitbringt, wird für wintersportreif erklärt.

Julius Cäsar und der Elch.

Das älteste Jägerlatein.

Unter „Jägerlatein“ verstehen wir die abenteuerlichen Jagdgeschichten, die der Jäger seinen Jagdgefährten, aber lieber noch den staunenden Laien aufzutischen pflegt. Seine heutige Bedeutung hat das Wort noch gar nicht lange. Um das Jahr 1860 herum wird es erst in diesem Sinne gebraucht. Vorher bedeutete es lediglich die Fachsprache der Waidmänner mit ihren vielen besonderen, dem Nichtjäger unverständlichen Ausdrücken. Aber so jung der Begriff „Jägerlatein“ ist, so alt ist die Sache selbst.

Und wenn wir es hier aussprechen: das älteste Stück deutschen „Jägerlateins“ ist nicht weniger als — rund 2000 Jahre alt, so wird man das selbst für ein tolles Stück „Jägerlatein“ halten. Denn vor 2000 Jahren gab es ja noch keine Heldenlieder, keine Erzählungen aus so früher Zeit von unseren Altvorderen. Trotzdem haben wir ein höchst ergötzliches Stück „Jägerlatein“ von ihnen aus dieser Zeit!

Freilich hat es uns ein Römer überliefert in seiner Sprache, dem Lateinischen, und zwar ein sehr erlauchter Römer. Kein geringerer als Julius Cäsar! Der berichtet nämlich im 27. Kapitel des 6. Buches seines „Gallischen Krieges“ bei der Schilderung des Landes und Volkes der Germanen auch über ein höchst merkwürdiges Tier, das dort in den wilden Wäldern hauste:

„Da gibt es ferner Tiere, die Elche genannt werden. Sie sind dem Ziegenbock sehr ähnlich an Gestalt und Buntheit des Fells, aber sie übertreffen ihn ein wenig an Größe und sind an den Hörnern verstümmelt. Ihre Beine haben keine Knöchel und keine Gelenke. Darum legen sie sich auch nicht zur Ruhe nieder und können sich auch, wenn sie, von irgend einem Unfall betroffen, umgefallen sind, nicht mehr aufrichten. Daher benutzen sie Bäume als Schlafstätten, an die sie sich anlehnen und so, nur wenig rückwärts geneigt, der Ruhe pflegen. Wenn die Jäger aus den Fährten der Tiere festgestellt haben, wohin sie sich zur Ruhe zurückzuziehen pflegen, so untergraben sie an diesem Ort alle Bäume entweder an den Wurzeln, oder sie schneiden sie an, aber nur so weit, daß sie noch völlig aufrecht und fest zu stehen scheinen. Wenn sich nun die Elche nach ihrer Gewohnheit dagegen gelehnt haben, so werfen sie die schwachen Bäume durch ihr Gewicht um und fallen dabei selbst zusammen. Worauf dann die schlauen Jäger sie mühelos einfangen können!“

Das also berichtet Julius Cäsar über den in germanischen Wäldern lebenden Elch und seinen Fang, in der Absicht, einen Beitrag zur Kenntnis der nordischen Wälder und ihrer Bewohner zu geben. Denn als er die Nachrichten sammelte, auf denen er seine berühmten Kapitel 21—28 aufbaute, da wollte er natürlich keine Witze erzählen, sondern ernste Wissenschaft vermitteln. Das hat er sonst auch getan, und was er über unsere germanischen Altvordern berichtet, ist ja in der Tat für uns als eine der ältesten Urkunden über sie von unschätzbarem Wert.

Nun ist aber diese Geschichte vom Elchfang das entzückendste „Jägerlatein“, das man sich denken kann. Der große Römer, einer der größten Männer aller Zeiten, ist da glatt einem Märchenerzähler aufgesessen. Wenn auch das, was er vom Elch erzählt, blühender Unsinn ist, er hat uns damit das älteste deutsche Stück „Jägerlatein“ überliefert!



Bunte Chronik



Schopenhauer als Weinkenner.

Der große Philosoph, der ein starker Esser war und gewöhnlich zwei Portionen aß, war auch ein guter Weinkenner. Eines Tages war er bei einem Bankier zu Gast. Vor seinem Gedeck stand eine Batterie von Gläsern in allen Größen und Formen. Mit großem Behagen hatte der Philosoph zwei Teller Schildkrötensuppe gegessen und lehnte sich in seinen Stuhl zurück, als der Diener mit der Weinflasche kam, um einzugießen. Der Bediente flüsterte ihm zu: „Darf ich um das große Glas bitten? Das kleine ist für die feinen Dessertweine.“ Schopenhauer antwortete ebenso leise: „Gießen Sie nur ruhig den Tischwein in das kleine Glas, das große brauche ich, wenn die feinen Dessertweine gereicht werden.“

Jubiläum des quadratischen Taschentuchs.

In diesem Januar kann die Welt eins der merkwürdigsten Jubiläen feiern: das der Quadratur — nicht etwa des Zirkels, sondern des Taschentuchs. Unsere Vorfahren, die männlichen sowohl wie die weiblichen, benutzten Taschentücher, von ganz unregelmäßiger Form. Es gab welche, die rechtwinklig waren, kreisrunde, ovale und von allen möglichen anderen Formen. Die Gestalt des Taschentuches wechselte auch je nach dem Lande. In Frankreich ließ Königin Marie Antoinette eines Tages in Trianon die Bemerkung fallen, es wäre eigentlich angenehmer und zweckmäßiger, wenn man Taschentücher von quadratischer Form hätte. Ludwig XVI. ging sofort auf diese Anregung ein und kurz danach, am 2 Januar 1887, erschien ein königliches Dekret, das kurzerhand bestimmte: „Die Länge der Taschentücher, die im Königreich hergestellt werden, muß die gleiche sein wie ihre Breite.“ Seitdem haben wir quadratische Taschentücher.

Wie die Nationen lieben!

In Italien sind jetzt die Lebenserinnerungen von Lina Cavalieri veröffentlicht worden. Sie stieg vom Blumenmädchen in den Straßen von Rom zur international gefeierten Sängerin auf und galt als eine der größten Schönheiten ihrer Zeit. Sie ist seinerzeit oft in Gemeinschaft mit Caruso aufgetreten.

In dem Buch finden sich eine ganze Reihe sehr amüsanter Bemerkungen. Daß sie mancherlei über das männliche Geschlecht zu sagen hat, wird nicht wundernehmen. In allen Ländern, wohin sie kam, lagen die Verehrer zu ihren Füßen. Sie heiratete erst einen russischen Großfürsten, dann einen Amerikaner, hat sich aber eine Woche später schon von ihm scheiden lassen und in ihren Lebenserinnerungen schreibt sie, der Amerikaner sei in der Liebe am leichtgläubigsten von allen Männern der Welt. Er sei überhaupt leichtgläubig, nur nicht in geschäftlichen Dingen.

Der Engländer liebt nach Lina Cavalieri mit einem Lehrbuch der Etikette in der Hand. Er gibt einen guten Gefährten und einen höflichen Freund ab, aber er kann nicht lachen, er lächelt nur. Er speist nicht, er führt sich nur Nahrung zu. Er liebt auch nicht — wenn man Lina Cavalieri glauben darf — sondern er versteht es nur, ein Heim für eine Frau aufzubauen.

Der Italiener ist ihr ein Träumer und Poet. Er ist intelligent, aber eifersüchtig und verantwortungslos.

Der Franzose ist praktischer veranlagt. Liebe bedeutet ihm eine amüsante Beigabe des Lebens.

Mit Deutschen hat sich Lina Cavalieri glücklicherweise erst gar nicht eingelassen.



Lustige Ecke



Welch eine Frage!



„Will der Herr auf die Hose warten, oder sollen wir sie schicken?“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.